



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

\*: Zur Charakteristik König Alberts

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Staatsmann macht, sondern die Wahl der Mittel, die zum Ziele führen, und ihre Anwendung zur richtigen Zeit. Als Parteipolitiker steht Chamberlain in England ohne gleichen da. Als Staatsmann ward er gewogen und zu leicht befunden, und wir glauben nicht, daß die Zeit aus dem Parteipolitiker trotz all seiner Entwicklungsfähigkeit einen Staatsmann machen kann.



## Zur Charakteristik König Alberts



In den eben verflossenen Festtagen ist es deutlich hervorgetreten, daß das, was zunächst die Sachsen an ihren König bindet, nicht nur sein Wirken ist, sondern auch seine Persönlichkeit. Freilich wissen wir von dem, was er ist, noch viel weniger, als von dem, was er thut, und so kann auch das Bild, das die folgenden Zeilen zu zeichnen versuchen, nur eine Skizze und eine unvollkommene Skizze sein. Über die Grundzüge dieses Charakterbildes kann allerdings kein Zweifel sein: klare Verständigkeit, tiefes Gemüt, ehrliches Wohlwollen. Sein Hof entfaltet königliche Pracht nur, sobald es zu repräsentiren gilt. Wenn dann das Königspaar etwa, wie am Wettinfeste 1889, im sechsspännigen, von herrlichen, kastanienbraunen Rossen gezognen Galawagen, deren reiches Geschirr von vergoldeten Beschlagen blüht, gelbe Sockeys auf den Sattelpferden, Stallmeister und Spizenreiter voraus, durch die Straßen seiner Hauptstadt fährt, oder wenn die Hofstafel im Schmuck der kostbarsten Tafelaufsätze und in verschwenderischer Blumenfülle prangt, oder wenn beim Hofball ein farbenschimmerndes Gewirr die hohen Schloßräume erfüllt und die künstlerisch angeordneten Büffets das Entzücken eines jeden Beschauers erregen, dann ist dies ein wirklich königlicher Anblick; aber unwillkürlich fortgerissen werden die Tausende von Zuschauern, wenn bei einer großen Parade der König, seinem glänzenden Gefolge allein weit vorausreitend, von allen Musikkapellen mit den rauschenden Klängen der Hymne „Den König segne Gott!“ begrüßt wird, und wenn die langen, glitzernden Reihen der Truppen klirrend präsentiren. Allein in so glänzender Umgebung erscheint König Albert nur selten. Denn für sich selbst lebt er schlicht, einfach und prunklos. Man kann ihm im Großen Garten zuweilen ganz allein begegnen, wie er im Überrock, die geliebte Virginia rauchend und einen großen Hund vorschrittmäßig an kurzer Leine führend, durch die schattigen Baumgänge schreitet, am liebsten unerkannt, was ihm allerdings schwer fallen mag; und wer ihn etwa im grünen Hochtale seines einfachen Jagdhauses Rehfeld, wo er absichtlich keine Willenbauten zuläßt, weil sie die länd-

liche Einsamkeit zerstören würden, durch die Wiesen gehen sieht, in grauer Jagdjoppe, einen leichten Filzhut auf dem Haupte, den Stock in der Hand und von ein paar Hunden umsprungen, der kann nicht ahnen, daß er den Sieger von Beaumont vor sich hat. Auch in der Unterhaltung tritt das wenig hervor. Das kluge, blaue Auge blickt so freundlich, der Ton seiner Rede ist so ungezwungen, daß der von ihm Angesprochene zuweilen gut thut, sich im stillen zu erinnern, daß der König mit ihm spricht. Er hat gar nicht das Bedürfnis, seine Ansichten und Empfindungen vor der Öffentlichkeit auszusprechen, er ist überhaupt kein Redner, aber er weiß das Notwendige und Passende auch öffentlich gut und klar zu sagen, mit kräftiger, weithin verständlicher Stimme, in kurzen, schlichten Sätzen. Auch von andern liebt er lange Reden gar nicht; Festlichkeiten derart, denen er die Ehre seiner Gegenwart schenkt, müssen kurz sein. Aber König Albert ist ein trefflicher Erzähler, denn er hat das ausgezeichnete Gedächtnis für Menschen und Dinge, das den meisten Wettinern eigen gewesen ist, und er verfügt dazu über eine reiche Erfahrung.

Sein einfacher, schlichter Sinn zeigt sich auch darin, daß er den Berufenen, die zu den ursprünglichsten der Menschheit gehören, besonders zugethan ist. Er ist ein passionirter Jäger und Soldat, und gerade diese Thätigkeit, die rüstige Bewegung im Freien bei jedem Wetter, erhält ihn auch im Alter noch frisch und spannkraftig. Je mehr Wild zur Strecke gebracht wird, desto besser die Laune; fällt die Beute mager aus, dann hat der Oberförster des Reviers keine Ursache, sich des Tages zu freuen. Ist aber alles nach Wunsch gegangen, und sammeln sich die Weidgesellen zur gastlichen Tafel, dann giebt sich der königliche Jagdherr ganz offen, erzählt selbst gern und läßt sich erzählen und lacht oft von Herzen. Für Menschen und Dinge hat er einen sehr scharfen Blick, auch in Kleinigkeiten. Ein Dresdner Herr, der zu mancherlei Sport neigte, hatte sich einmal von dem Oberförster in der Heide ausgebeten, bei einer königlichen Jagd als Treiber verwandt zu werden, um sie sich ordentlich in der Nähe anzusehen, was sonst nicht möglich war. Als nun die Jagdgesellschaft frühstückte und die Treiber in ehrfurchtsvoller Entfernung ringsum standen, fiel der Blick des Königs auf diesen Sportsmann, der natürlich ebenso jagdmäßig gekleidet war wie die andern und nach einigen Stunden des Marsches durch dick und dünn keineswegs elegant aus sah. Er winkt dem Oberförster, und auf den Mann zeigend sagt er: „Das ist doch kein Treiber, wer ist denn das?“ Der Oberförster bekennt natürlich sofort sein Verbrechen und nennt den Namen, der König aber sagt gemüthlich: „Nun, da mag er doch mit zum Frühstück kommen,“ und unterhält sich dann freundlich mit dem eingeschmuggelten Treiber.

Über seinen militärischen Scharfblick zu reden wäre überflüssig; er hat ihn in zwei großen Feldzügen bewährt, er bewährt ihn aber auch bei minder

wichtigen Gelegenheiten. Als er einmal bei einem Manöver im Vogtlande eine Batterie in ziemlich weiter Entfernung zum Angriff auf ein Dorf aufzufahren und feuern sah, rief er einen Adjutanten und sagte ihm: „Fragen Sie doch mal den Batteriechef, worauf er eigentlich feuert; er kann ja von dort aus das Dorf gar nicht sehen.“ Bei einem andern Manöver war ihm der sogenannte Normalangriff der Infanterie, ein in der That imposantes Schauspiel, sehr schön vorgeführt worden. Aber statt der wohl erwarteten Anerkennung fielen bei der Kritik die Worte: „Meine Herren, das war also der Normalangriff; ich kann Ihnen nur sagen, daß es im Kriege ganz anders zugeht, den wünsche ich nicht wieder zu sehen.“ Aber den Scharfblick des Feldherrn zeigt er auch sonst. Er ist in den verschiedensten Angelegenheiten gleichmäßig orientirt, er ist immer, sozusagen, im Bilde, und er hat eine außerordentliche Personenkenntnis. Wie eingehend er sich auch um Dinge der Wissenschaft kümmert, bezeugen vor allem seine regelmäßigen Besuche an der Universität Leipzig, die ihn mit Stolz ihren rector magnificentissimus nennt; er hört hier bekanntlich jeden neu ernannten Professor, und um die Berufung eines Historikers kümmert er sich stets ganz persönlich. Selbst über ernste pädagogische Fragen hat er ein selbständiges festes Urteil. In der Krisis, die der Gymnasialunterricht im Anfange der neunziger Jahre durchzumachen hatte, trat er persönlich sehr entschieden für dessen alte Grundlagen ein, und nach der Einweihung des neuen Prachtbaus der Fürstenschule Grimma sprach er noch beim Abschiede auf dem Bahnhofe zum Rektor Bernhardt die schwerwiegenden Worte: „Gott schütze die klassischen Studien, ich werde bis an mein Ende für sie kämpfen.“ Es ist wenig bekannt, daß der König sehr viel liest, namentlich historische Bücher. Besonders interessieren ihn wohl Darstellungen aus der neuesten Geschichte, und es mag dabei ihm, der an so hervorragender Stelle thätigen Anteil daran genommen hat, manches Urteil wunderbarlich genug vorkommen. Wenigstens hat er einmal geäußert, über die neueste Geschichte könne man wohl Vorlesungen halten, aber nicht schreiben; so unsicher mag ihm noch die Beurteilung und die Kenntnis dieser Dinge erscheinen. Auf seine Privatbibliothek verwendet er jährlich große Summen; er ist dabei so lebenswürdig, selbst das Ausleihen von Büchern an vertrauenswürdige Privatpersonen zu gestatten, wofür es sogar gedruckte Formulare giebt. Die Auswahl der anzukaufenden Bücher bestimmt er selbst nach den Vorschlägen seines Bibliothekars. Dabei fällt gelegentlich manches charakteristische Urteil, wie er etwa einmal ein schönes, illustriertes Werk über die Auerhahnbalz, mit dem ihm der Bibliothekar eine besondere Freude zu machen gedachte, mit der trocknen Bemerkung abwies: „Soviel wie da drin steht, weiß ich selbst.“ Er ist auch ein vortrefflicher Pianist, und wenn auch im übrigen bei ihm eine besondere Hinnigung zur Kunst nicht hervortritt, so ist doch seine Regierung an künstlerischen Unternehmungen besonders reich gewesen.

Aller Schmeichelei ist er völlig unzugänglich; selbst berechtigtes Lob weist er gelegentlich bescheiden zurück; er will nicht mehr scheinen, als er ist. Klar und ohne jede Selbsttäuschung ist er sich auch der Grenzen bewußt, die seiner königlichen Macht durch die Verfassung und die Ordnung der Verwaltung gesteckt sind, und niemals hat er versucht, sie zu überschreiten. Als ihn bei der Neuordnung der Gerichtsverfassung im Jahre 1879 der Bürgermeister einer ansehnlichen sächsischen Mittelstadt, die trotz aller Bemühungen kein Landgericht bekommen sollte, gelegentlich bat, er möge doch seinen Einfluß für die Erfüllung des Wunsches geltend machen, da hörte ihn der König, die Hände auf den Rücken gelegt, behaglich an, dann drehte er sich rasch auf dem Absatz herum und sagte lächelnd: „Ach mein lieber Bürgermeister, Sie halten mich für viel mächtiger, als ich bin.“ In dieser halb humoristischen Selbstkritik zeigt sich dieselbe gute Laune, die oft bei ihm hervortritt. Als Kronprinz wurde er bei einem Besuche des Dybins bei Zittau auf die wunderliche Gestalt irgend eines Sandsteinsfelsens aufmerksam, die mit irgend einem Gegenstande Ähnlichkeit hatte, sagte aber sofort zu seiner ehrerbietig zustimmenden Umgebung: „Ich bitte mir aus, meine Herren, daß Sie den Felsen nun nicht etwa nach mir nennen,“ und dieser Wunsch war natürlich Befehl. Mit mißbilligend kritischem Blick betrachtete er einmal bei einer Jagd einen jungen Dachshund, sagte aber zu dem erschrocknen jungen Forstbeamten, dem das Unglückstier gehörte, nichts weiter als die Worte: „Das ist also Ihr Dachshund; den wird die Frau Gemahlin künftig wohl besser einsperren müssen.“

So freundliches Wohlwollen wurzelt in einem tiefen Gemüt. Seinem Vater, dem König Johann, war er in liebevoller Verehrung ergeben. Aus dem französischen Feldzuge berichtete er ihm alle Einzelheiten in einer Fülle von Privatbriefen, die leider ein noch ungehobner und wahrscheinlich noch lange Zeit unzugänglicher Schatz sind. Als ihn bald nach dem Tode des Vaters bei dem ersten Besuche, den er als König in Zittau machte, der Rektor des dortigen Gymnasiums in dem neuen Gebäude, das den Namen Johanneum trägt, begrüßte und ihn dabei an den Verstorbenen erinnerte, der wenige Jahre zuvor den Grundstein des Hauses gelegt hatte, da traten dem König sofort die Thränen in die Augen, und er vermochte nur wenige Worte zu erwidern. Dem Kaiser Wilhelm I. war er persönlich ganz ergeben, und als beim fünfzigjährigen Militärjubiläum 1893 unser jetziger Kaiser ihm mit den wärmsten Worten der Anerkennung und des Dankes einen kostbaren Marschallstab überreichte, und der König ihn annehmend sagte, auf des Kaisers Ruf werde er ihn wieder ergreifen für Deutschlands Recht und Sicherheit, da war diese Begegnung der beiden hohen Herren ein so herzbewegender Auftritt, daß die anwesenden hohen Offiziere aufs tiefste ergriffen waren. Bei dem begeisterten Empfange des Fürsten Bismarck in Dresden im Juli 1892 sprach der König diesem in einem ausführlichen Schreiben nicht nur sein Bedauern aus, daß er

ihn nicht persönlich begrüßen könne, sondern dankte ihm auch für den Segen, der durch das Wirken des großen Kanzlers auch in seine eigne Arbeit gekommen sei. Diese tiefe Empfindung macht es unserm König auch zu einem Herzensbedürfnis, sich eins zu fühlen mit seinem Volke. Die Ausbreitung der Sozialdemokratie in Sachsen ist ihm offenbar ein Gegenstand ganz persönlichen Unbehagens. Nach der Reichstagswahl vom Februar 1887, die dieser Partei alle ihre Sitze in ganz Sachsen entriß, sprach er seine Freude darüber aus, daß er nunmehr alle sächsischen Reichstagsabgeordneten empfangen könne — denn Vertreter einer ausgesprochen antimonarchischen Partei empfängt er natürlich nicht —, und es bereitete ihm offenbar eine ganz besondere Genugthuung, daß er einmal in Chemnitz auch von den Arbeitern warm begrüßt wurde, denn er bemerkte zu einem seiner Begleiter wie erleichtert: „Ich glaube, die Leute haben im Grunde gar nichts gegen mich.“

Die kirchliche Differenz, die ihn von seinem Volke trennt, weiß er doch so zu behandeln, daß ihm das persönliche Vertrauen der Evangelischen niemals gefehlt hat. Sein eigentlicher Erzieher war ein Protestant, der Geheimrat von Langenn, und seinen Neffen gab er in den Hauptfächern protestantische Lehrer. Oft genug hat er evangelische Kirchen besucht, zuweilen sogar evangelischem Gottesdienst beigewohnt. Bei einer Besichtigung der neuen Martin Lutherkirche in Dresden wollte ihn der Pfarrer an dem Medaillonbildnis des Reformators am Altarplatz ohne weitere Bemerkung vorüber führen; der König aber blieb stehen, betrachtete es aufmerksam und sagte: „Das ist ja ein wohlgetroffenes Bild des Dr. Martinus.“ Allerdings sind ihm peinliche Empfindungen nicht immer erspart geblieben. Bei der großartigen Lutherfeier des Jahres 1883 empfand er den Zwiespalt schwer; er bemerkte am nächsten Tage zu einem hohen Beamten bekümmert: „Ich konnte gestern nicht mit meinem Volke beten; ich bin auf die Jagd gegangen.“

Ein Herrscher von so tiefem Gemüt kann nicht anders, als herzlich wohlwollend für alle sein. Im Sommer 1880 verüstete ein fürchterlicher Wolkenbruch, über die ahnungslosen Bewohner binnen wenigen Stunden reißende Ströme ergießend, die südliche Oberlausitz. Auf die ersten Telegramme schickte der König noch am Abend eine Abteilung Pioniere unmittelbar vom Übungsplatz hinweg mit Sonderzug nach den Unglücksstätten, wo sie bei strömendem Regen in schwarzer Nacht ihr Rettungswerk begannen; schon am nächsten Morgen war er selbst zur Stelle, Dorf um Dorf durchschritt er stundenlang, überall Trost spendend und die nötigen Anordnungen unmittelbar treffend. Eine Herzenssache ist ihm die Ausübung des Begnadigungsrechts. Ein Beamter des Justizministeriums hat den besondern Auftrag, über alle Fälle dieser Art genau schriftlich zu berichten; der König liest jedes dieser Schriftstücke aufs sorgfältigste und trifft darnach seine Entscheidung, wenn es irgend geht, zu Gunsten des Verurteilten. In den ersten Jahren seiner Regierung hat

er überhaupt kein Todesurteil bestätigt, schon aus Pietät gegen den Vater, der die Todesstrafe grundsätzlich verwarf; und auch jetzt thut er es nur dann, wenn die Schuld ganz unzweifelhaft ist und ein Geständnis vorliegt.

Bei einer festlichen Veranstaltung hat König Albert einmal gesagt: „Es ist doch schön, König von Sachsen zu sein,“ und während der letzten Festtage war er über die ihm entgegengebrachten zahllosen Beweise der Anhänglichkeit und Verehrung offenbar herzlich erfreut; Mahnungen der Ärzte, sich zu schonen, hatte er lächelnd abgewiesen. So ist ihm wirklich das seltne Glück zu teil geworden, ganz mit und in seinem Volke zu leben, dasselbe Glück, das Kaiser Wilhelms I. Alter bezeichnet hat. Es ist ihm geworden, weil er eine Reihe deutscher und besonders vielleicht sächsischer Charakterzüge in sich vereinigt, weil also sein Volk in ihm sich selbst wiedererkennt, und weil er wiederum seinen Herzschlag versteht. Von einem solchen Verhältnis hat kaum ein andres Volk eine Ahnung, es ist deutsch. \*



## Eine Modedichterin



er Ehrentitel „Deutsche Sappho,“ mit dem jüngst ein Teil der Kritik Johanna Ambrosius geschmückt hat, ist schon einmal einer deutschen Dichterin zu teil geworden, der schlesischen Hirtin Anna Luise Karisch. Sie war in äußerst kümmerlichen und bedrängten Verhältnissen aufgewachsen und hatte in zwei unglücklichen Ehen von des Lebens Bitternissen reichlich kosten müssen, als der Baron von Kottwitz sie „entdeckte“ und im Jahre 1761 in das Berliner Litteraturleben einführte. Bald wurde sie von dem neuigkeitslüsternen Publikum über die Maßen gefeiert und verhimmelt, die ersten Gesellschaftskreise und sogar der Hof öffneten sich ihr, und mit den Sternen am damaligen Litteraturhimmel, namentlich mit Ramler und Sulzer, stand sie in lebhaftem Verkehr. Sie durfte mit Recht in dem Gedicht an ihren verstorbenen Oheim von sich sagen:

Blick auf diese feinern Menschen nieder,  
Alle singen deiner Nichte Lieder.

Als Dichterin war sie nicht unbegabt: die Natur hatte ihr eine lebhafteste Phantasie und seltne Versgewandtheit verliehen, aber ihre Bedeutung stand nicht im Einklang mit der überschwänglichen Begeisterung, womit man sie trotz Herders Warnung feierte, einer Begeisterung, an der Mitleid für die Schicksale der hartgeprüften Frau und Bewunderung, daß in so beschränkten und gedrückten Lebenssphären eine Dichterin erstehen konnte, ihren Anteil hatten. Als mächtigste Schutzgöttin aber stand der Karischin, wie sie allgemein genannt